

Lydia Mischkulnig

Mich hat die Literatur relativ früh erfasst. Sowohl die der deutschen Sprache als auch die der französischen und englischen. Mein Glück waren die Schulfreundinnen, unsere Freude an der *Animal Farm* von George Orwell, *Canterville Ghost* von Oscar Wilde, *Warten auf Godot* von Samuel Beckett und *Die Nashörner* von Ionesco – zudem konnten wir den *Kaspar Hauser* von Peter Handke im Kellertheater in Villach sehen. Literatur von Männern, die wir in der Freizeit durchgekauht haben; unter anderem trainierten wir Respektlosigkeit und Kritik, lachten über Schopenhauers Misogynie. Der einzige Unterricht, der für mich damals wirklich inspirierend war, war die Theaterliteratur, weil mir das Performative an der Sprache gefallen hat und somit die Vorstellungskraft angeregt war, die man aufbringen musste, um Inhalt und Form zusammenzubringen. Irgendwann ist mir dann klar geworden, dass man mit Schauspielern und Schauspielerinnen und deren stimmlichen Qualitäten Interpretationen hervorbringen kann. So hat sich, glaube ich, ein flexibles Vorstellungsvermögen herausgebildet. Die Logik verlangt nach Kontext und Raum für die Inszenierung, und die Stimmen der handelnden Personen, gezeichnet als Figurinen, brauchen dann auch Kostüme zur Visualisierung ihres Charakters. Und deswegen habe ich gedacht, der logische Weg für meine Theaterstücke liegt in der Gestaltung der Räume. Auch ein Kostüm ist ein Raum, liegt auf der Haut und passt im besten Fall wie angegossen. Aufgrund meiner Kurzrecherche in den Studienführern der Universitäten entdeckte ich die Kunstakademien und erfuhr, dass man mit einem überzeugenden Werk zur Aufnahmeprüfung zugelassen wird. Ich hatte also eine Mappe mit Arbeiten herzustellen. Und ich habe angefangen zu zeichnen und habe mich ein Jahr lang – in der siebten Klasse Gymnasium – mit der darstellenden und bildnerischen Kunst auseinandergesetzt. Dass ich eigentlich schreiben wollte, gab ich auch vor mir selbst nicht zu.

Okay, dann hatte ich eine Mappe beieinander, fuhr zur erstmöglichen Aufnahmeprüfung an der damaligen Hochschule für Musik und Darstellende Kunst nach Graz – die Abteilung Schauspiel, Regie und Bühnenbild. Zu meiner Überraschung wurde meine Mappe mit Zeichnungen und Aktstudien akzeptiert, was ich mir nie gedacht hätte. Denn während der praktischen Prüfung der Zeichenkünste saß ich Martin Zehetgruber schräg gegenüber. Er zählt zu den besten Bühnenbildnern, die ich je gekannt habe. Ich glaube, wir

hatten den Auftrag, einen Entwurf für *Salome* von Oscar Wilde zu skizzieren, und ich fand Zehetgrubers Bühnenbild, mit wenigen und sicher eleganten Strichen, grandios. Mir war sofort klar: Na, wenn einer von uns irgendwas reißen wird, dann er. Und ich war dann ganz glücklich, dass ich auch auf dieser Liste der Auserwählten stand. Danach war das eher ein Fluch. Vier Jahre lang habe ich studiert, habe auch versucht, am Theater anzudocken. Ich war völlig eingeschüchtert und ungeeignet und musste meine Selbstwertlosigkeit überspielen. Die sozialen Skills für das Theater, das Hierarchische und auch das Ausgeliefertsein an die Gunst und Zuwendung sind mir auf den Geist gegangen, und ich habe gemerkt, ich werde hier nicht glücklich. Wenn ich nicht mit dem Arbeitsumfeld d'accord gehe, kann ich mich auch nicht entfalten. Und wenn ich mich nicht entfalten kann, wird das auch nichts, das wusste ich. Und so habe ich mich dann sehr schnell von der Idee, am Theater zu arbeiten, verabschiedet. Ich bin in diese Gruppen nicht hineingekommen. Oder hatte ich zu wenig Geduld, zu wenig Selbstbewusstsein, oder fehlte mir die Begabung? Ich weiß es nicht. Vielleicht war ich auch einfach zu jung, unbegleitet. Ich habe früh im Studium gemerkt: Die Theaterarbeit mit der Unterordnung, die von mir gefordert war, ist mir zu eng. Heute würde ich bei solch großen Zweifeln sofort das Studium abbrechen. Ich vollendete es mit der *Komödie der Eitelkeit* von Elias Canetti und setzte meinen Umwegen noch einen weiteren hinzu: Ich wollte zum Film. Und dann bin ich an die Filmakademie gegangen, und an der Filmakademie war es auch nötig, eine lange, lange Aufnahmeprüfung zu bestehen. Ich war mehr als skeptisch. Wenn man mich, ganz ohne cineastische Vorbildung, aufnimmt, dann müsse schon was dran sein an mir, und das bedeutete für mich: dann bleibst du dran, auch wenn es dir schwerfällt. Also studierte ich nicht sehr vollherzig, aber immerhin kippte ich durch den Drehbuchunterricht ins Schreiben. Zunächst konnte ich mir darunter nichts vorstellen. Viele Kollegen und Kolleginnen hatten regelrecht Abwehr gegen das Schreiben. Ich spürte schnell meine Freude daran und ahnte, dass Drehbuchschreiben eigentlich nur als Vehikel dient, um schließlich in der literarischen Prosa zu landen. Ich glaube, ich bin eine Einzelgängerin, weshalb ich lieber allein einen Stoff entwickle, und werde sehr sauer, wenn andere mir hineinpfuschen. Ich glaube, das „Teamgeistige“ ist mir nicht so gegeben. Ich wollte nicht für die Filmarbeit mein Leben hingeben. Nun, so musste ich in den sauren Apfel beißen und mich für die Literatur allein entscheiden. Das Schreiben begleitete

mich immer, aber ein Schriftstück für die Öffentlichkeit zu verfertigen, hätte ich mir nicht zugetraut. Okay, mittlerweile weiß ich, mein Misstrauen habe ich mir selber widerlegt. Meine Bücher kann ich nicht nicht geschrieben haben.

Ich bin in Klagenfurt geboren. Aufgewachsen bin ich in Lind ob Velden. Ein Dorf, das mittlerweile recht groß ist. Damals war es wie das Dorf einer Vorstadt einer Vorstadt einer Vorstadt. Es gab einen Bahnhof, von wo aus man mit dem Personenzug Villach schneller als Klagenfurt erreichen konnte. Und so haben meine Eltern für mich die Villacher Bildung im Gymnasium entschieden.

Viele Umwege, die ich gegangen bin, sind in mein erstes Buch *Halbes Leben*, das sozusagen eine Heimkehr für eine Leiche ist, eingeflossen. Und ich habe da, glaube ich, meine Art von Kärnten-Wahrnehmung kompostiert und mit dem Roman für mich einen fruchtbaren Humus geschaffen. Meine Kärntner Lebenserfahrung war geprägt vom Katholischen, dem Kirchlichen. Auch die fatalistische Resignation vor möglichem Aufbruch, das Nicht-Aufbegehrende, Kuschende und in Widersprüchen Verhängende spürte ich stark als Melancholie bis hin zur Depression. Sie hat mich gelähmt und ich spürte die Lebensgeister gegen diese Wut aufwallen. Immer. Ich denke, ich habe viel Energie daraus bezogen, denn es heißt ja: „Wut, sogar Hass, ist eine gute Tinte.“ Heute suche ich für meine Literatur konkrete Irritationen, auch private Aufreger meiner Seele, und klopfe sie auf allgemeinen Gehalt ab. Ich kombiniere dies mit meinem Zorn, den ich auf diese Weise zu sublimieren versuche, anstatt meine Lebenslust zerstückeln zu lassen.

Was ich nicht verstehe und besser verstehen will, ist der Umgang mit Ohnmacht gegenüber der Macht des Bösen und wie aus der Vergeblichkeit seiner Bekämpfung trotzdem Gutartigkeit entstehen kann. Also: Wie entstehen Einsicht und Frieden trotz unüberbrückbarer Klüfte? Mich interessiert natürlich auch das Ping-Pong der parteipolitischen Themen, denen wir ausgesetzt sind. Selbst der Alltag der Einzelgängerin ist von Politik durchdrungen und bindet sie als Zeitgenossin in den Sog der Geschichte – allein, wenn ich an Kurz’ Spendierhosen während der Pandemie und unsere jetzige Schuldenkrise denke. Gerne hätte ich über alle Maßnahmen Aufklärung und Evaluation.

Eigentlich ergibt sich daraus notgedrungen, dass alle unsere Handlungen einem erzwungenen Kontext entspringen und einfließen, und dabei befindet man sich in der Verstrickung der Welt. Wie im Roman, wo man einzelne

Figuren durch das Schreiben ein bisschen näher kennenlernen kann. Ich beleuchte Subjekte, die über das Leben miteinanderentscheiden. Also die Rolle der Verantwortung. Ich frage mich gerade: Habe ich mich je um Ausgelieferte gekümmert? Indirekt gewiss. Wer ist man selbst? Lote ich das Außen oder nur meine Projektion der Welt aus? Und wozu? In dieser Frage bewege ich mich, probiere Entwürfe der Antwort in formaler Gestaltung aus. Ich kümmerge mich dabei nie um die Form; ich vertraue gewissermaßen darauf, dass sie sich von allein einstellt, als tastete ich nach an einem inneren Geländer. Gäbe es dieses nicht, wäre ich schon verloren oder abgestürzt.

In meinem Buch „Halbes Leben“ habe ich die Motive für mein Schreiben festgelegt: Es geht immer um den Tod, und es geht immer um diese Liebe. Außerdem geht es mir immer um Geschichte und ihre Werdung – also wie sie entsteht und wer sie schreibt. Im Falle Kärntens ist das ein Wahnsinn. In meiner Jugend lernte ich zum 10. Oktober noch Heimat-Sprüche der deutschnationalen Szene ein, was nun nach Jahrzehnten der Aufklärung Geschichte sein sollte. Heute werden die Kriegsdenkmäler der Nazizeit in Frage gestellt und hoffentlich kontextualisiert. Doch als es kürzlich zum polizeilichen Übergriff gegen antifaschistische Camping-Seminar-Teilnehmer auf dem Peršmanhof kam, spitzte sich feindseliger Irrsinn nach freiheitlichem Zündeln zu. Es geht immer um dieselbe Frage: Wie frei sind wir, und wie frei wollen wir sein? Diese Denkbewegung treibt mich um, weil man an der Antwort abprallt – weil es auch keine endgültigen Antworten gibt. Die Freiheit muss immer erkämpft werden, wie die Menschenrechte.

Meinem Gefühl nach – nach meinen Beobachtungen der Gesellschaft über die Jahre – empfinde ich mich als abgenabelt und fremd, als hätte ich keinen Geschichtensatz aus der Autobiografie zur Verfügung, um wahrhaftigen Wein einzuschenken.

Ich bin nicht Fisch und nicht Fleisch, denk ich mir oft, nur eine Geistesbildung, die die Zeit erlaubt. Ja, vielleicht bin ich eine Eingebildete, wie man so abwertend sagt. Die Eingebildeten, die herumstolzieren und gar nicht wissen, was echt ist an ihren Konstruktionen.

Es beginnt meistens mit einem „Es wird Zeit“, dass ich den Stift ansetze. Es wird Zeit, wieder aufzubrechen und zu schauen, wo man landet. Dann beginnt im Kopf die Suche nach einem Ansatz. Und das ist vielleicht nur ein Stichwort. Vielleicht ein Gefühl oder ein Erlebnis, das ich hatte. Dann fange ich an,

darum herum zu denken. Und dann spinnt sich gewissermaßen ein Faden, der tatsächlich etwas sehr Lineares bekommt und zur Schrift, zur Notiz wird. Aus den Notizen entsteht dann ein Konzept, ein sehr vages, sehr loses, sehr abstraktes und nur meinendes, ein Raunen, ein Noch-nicht-genau-Sagen und Noch-nicht-genau-Wissen. Dann arbeite ich mich hinein, und ich bleibe relativ lange in dieser Sphäre, bis das, was ich schreibe, liegt und damit pickt. Das ist ein Prozess, der Monate bis Jahre in Anspruch nehmen kann. Dann geht das Manuskript seiner Wege: Es wird fremden Augen unterbreitet, ich schaue, was ankommt, und dann beginnt das Überarbeiten. Irgendwann ist eine druckfertige Fassung da.

Ich hoffe, dass meine Bücher politische Relevanz haben und dass sie Relevanz im politischen Umgang miteinander und füreinander besitzen. Das hoffe ich sehr. Ich will keine ideologische Richtung in der Literatur einschlagen, weil das die Schaffung von Denkräumen behindern würde. Ich will auch Abgründe verstehen, und die liegen naturgemäß dort, wo man sich nicht wohlfühlt.

Ja, die Kärntner Geschichte ist arg. Das hat mir ewig im Magen gelegen. Ich habe früh verstanden, dass da etwas los ist. Ich habe nicht verstanden, warum Slowenisch so bedeutsam war, wenn eh viel mehr Deutsch reden. Meine Großmutter konnte nicht gut Deutsch, sie sprach immer Slowenisch – mit ihren Kindern und mit denen ihrer Generation. Wir Kinder sprachen Deutsch; meine Eltern unterstützten, dass wir die Schriftsprache beherrschen. In der ersten Klasse Volksschule noch ein Thema für meinen Unterricht. Die Eltern waren assimilationswillige, zweisprachige Lehrer, aber immer für die slowenische Sprachpflege. Ein Paradoxon für mich. Ich kam nicht ins slowenische Gymnasium, sondern nach Villach. Es gab viele Gründe, sicher auch Identifikationsgeschichtliche: „Macht das, damit ihr es einmal besser habt.“ Ich begriff früh, dass da etwas faul war, verstand es aber nicht. Ich spürte die Aggression in der Gesellschaft beim Ortstafelsturm 1972. Das war eine widerwärtige Zeit. Ich arbeite lebenslänglich daran zu verstehen, woher Diskriminierung kommt, wie Menschen ins Eck gedrängt werden, damit andere heute noch einen politischen Vorteil ziehen können. Instrumentalisierungen und Hetze habe ich beobachtet, in Lächerlichkeiten, wie man meint, die keine Lächerlichkeiten sind, sondern Großigkeiten – wie die Debatte um das Kriegerdenkmal in St. Jakob im Rosental und um dessen Kontextualisierung.

Der Abwehrkämpferbund hetzte schon dagegen. Und dass solche Übergriffe wie am Peršmanhof möglich sind, erregt Übelkeit.

Wenn die Literatur einen Auftrag hat, dann wohl, den Selbstwert des Einzelnen zu stärken, sein Einschätzungsvermögen und den Glauben daran zu fördern. Das ist eine Leistung, um demokratiebewusste Menschen hervorzubringen.

Die Frage nach dem Leben als Mutter in der Familie mit meinen beiden Kindern ist nur oberflächlich zu beantworten, weil sie mein Schreiben sehr störten und sie sich durch meine Literatur sicher gestört fühlten. Es war eine ständige Kompromissfindung. Dauernd schrieb ich, quasi tatenlos am Tisch sitzend, während sie ihre Ansprache einforderten. Zu Recht! Gott sei Dank haben wir ein sehr gutes Verhältnis. Es war wahnsinnig störend, vollkommen unterschätzt, aber gleichzeitig lehrreich. Viel vom Leben fließt so in die Literatur ein – ein wichtiges Studium.

Ich habe mir vieles an der Kindererziehung und im Familienleben leichter vorgestellt. Ich dachte, die Gesellschaft sei unterstützender – war sie nicht. Kindergarten, Volksschule, Gymnasium – immer musste man dahinter sein, Plätze zu kriegen, dann Nachhilfe geben, Drogen verhindern, Möglichkeiten zu Sport und Kultur eröffnen. Naja. Sie sollen Erfahrungen sammeln, ins Ausland gehen, Sprachen lernen, gute Familie haben. Wer organisiert das alles? Und wer bezahlt Literatur so gerecht, dass ein Fair Pay gegeben ist, um für entspannte Verhältnisse zu sorgen?